Jetzt muß mein Herz auf Wandern gehn,
Sich nach neuer andrer Stätt' umsehn,
Zu bleiben, ja, zu bleiben . . .

*

Gegen den Schmerz gibt es ein unfehlbares Heilmittel: einen noch größeren Schmerz.

Das erfuhr Matthias. Wollte noch je das Behjal um Lilly in ihm aufzucken, so kam von selber der Gedanke an seine Mutter, und was er an dem Mädchen verloren, oder, so mußte er es ja besser nennen: sich nicht gewonnen hatte, das schien ihm dann gering gegen den Schatz, der ihm mit seiner Mutter entrissen worden war.

Lilly, zumal er sie nicht sah und nichts von ihr hörte als das ganz nichtssagende: in Lübeck bei der Tante — entglitt nun seiner Seele ziemlich, wie die Erinnerung an einen Traum — mag er uns noch so heftig bewegt haben, mögen wir uns, jäh erwachend, noch so bestimmt vorgenommen haben: das vergeß' ich nie! — doch blaß und blässer wird, je höher die Sonne steigt und je mehr Geräusche des Tages in unser Ohr dringen. Zuletzt . . . es ist noch nicht einmal Mittag, . . . wissen wir nur dumpf, daß wir überhaupt geträumt haben.

Ja, die Geräusche des Tages, die zu Matthias Tedebus hindrangen, waren bei aller Tweetenhorner Stille sogar so stark, daß auch das gern gehegte und gepflegte Leid um seine Mutter darunter — man möchte sagen: zu leiden hatte. Es konnte nicht so viel Raum in seinem Herzen einnehmen, wie er ihm in seiner Sohnesliebe gönnen und für immer erhalten wollte.

Mehr denn je mußte er sich Frau Clasens Vertrauen gefallen lassen. Wen hatte er sonst auf Erden, der ihm auch nur ein Geringes an Mütterlichkeit und mütterlicher Sorge bot? Matthias, bei aller Tapferkeit und allem selbständigen Schreiten, war doch dazu geschaffen, sich irgendwo anzuschmiegen, sein Gemüt irgendwo ruhen zu lassen. Und wenn er nun in seiner Verlassenheit umher schaute: nur auf Frau Clasen fiel sein Auge. Ihre Geschäftigkeit um sein Wohl nahm zu. Die kleinen Dinge des alltäglichen Lebens, über die er sonst seiner Mutter hatte schreiben können, mußte er jetzt mit der Witwe besprechen. Zuerst tat er das allerdings nur wohl oder übel, dann aber erkannte er doch die Vorteile, die er aus Frau Clasens Freundlichkeit zog, und da er ja auch gar keinen Grund mehr hatte, daran zu zweifeln, daß die Clasenschen Frauen es redlich mit ihm meinten, so begann seine Dankbarkeit, die immer mit Freuden in ihm arbeitete, nach und nach lebhafter und bestimmender zu werden, und in der Enge des Zusammenseins, wo ihn von seinem Herzen aus gar keine Fäden noch mit der Außenwelt verbanden, war Frau Clasen dann bald da, wo sie hinstrebte — sie nannte es an Mutterstelle. Matthias räumte ihr zwar vorerst diesen Ehrenplatz keinesfalls mit einem Worte ein; in seinen Gedanken hielt er daran fest: der Platz mußte ewig leer bleiben, und nur ein Gedächtnismal seiner Liebe, dauernder als Stein und Erz, durfte da anfragen, aber sein Herz nahm gern fürlieb mit dem, was das Leben ihm jetzt entgegentrug, und er widersprach Frau Clasen nicht, wenn sie mit großem Eifer immer aufs neue davon anfing, was sie für eine schöne Aufgabe darin sah und wie wohl es ihr selber tat, ihm die Mutter wenigstens etwas zu ersetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Schmetterling.

Ein Idyll in der Eßstube.

Von

Felix Frhr. v. Stenglin.

In diesem Jahre könnten wir (wahrscheinlich) den Rekord aufstellen; wir besaßen nämlich schon im Januar einen Schmetterling. Das ging so zu. Eines Abends kam ein reizender Kohlweißling aus den offenen Wäscheschrank, wo meine Frau ihres Amts gewaltet hatte, an unseren Teetisch geflogen und setzte sich aufs Tischtuch. Wir nahmen an, daß sein Vorfahr, die Raupe, einstmals durch das offene Schlafstubenfenster und über den Flur gekrochen sei, sich dort entpuppt habe, um in der Januarwärme dieses Jahres infolge einer begreiflichen Täuschung vorwitzig auszukriechen. Dieses Tier, das wir im Sommer wahrscheinlich gar nicht beachtet und — wenn wir es in unserem Gemüsegarten angetroffen hätten — wohl gar getötet haben würden, erweckte an diesem Winterabend unser Entzücken und durfte bester Behandlung sicher sein. Wie das immer geht, wenn jemand sich rar macht.

Nach kurzer Pause zog es ihn zur Gasflamme, die er, geblendet von Licht und Wärme, umflatterte. Damit versetzte er aber meine Frau in großen Schrecken. „Er wird sich verbrennen, nimm ihn doch fort!" bat sie ängstlich. Ich wei? nicht, was mich gerade in diesem Augenblick veranlaßte, mich in den Mantel des stoischen Philosophen zu hüllen. Genug, ich antwortete, es habe gar keinen Sinn, das Tier von der Lampe zu entfernen, denn es werde immer wieder dahin zurückkehren. Gehe es unter, so sei das nun eben ein tragischer, selbstgewollter Tod, mit dem wir uns abfinden müßten.

Diese meine Ruhe veranlaßte meine kleine Frau zu einigen spöttischen Bemerkungen über meine Bequemlichkeit; sie erklärte, in dieser Situation unmöglich etwas essen zu können, und machte mir dann den Vorschlag, wir wollten die Lampe ausdrehen und in ein anderes Zimmer gehen, wogegen ich ungerührt entgegnete, daß wir doch unmöglich das Eßzimmer bis zum Frühjahr unbenutzt lassen könnten, nur damit der Schmetterling sich nicht verbrenne.

Jetzt wurde meine Frau, wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, geradezu nichtachtend, alle Wärme verschwand aus ihren Augen, die Stirn furchte sich, und ich durfte sicher sein, daß sie, ohne gegessen zu haben, ins Theater gehen, dort eine Schwächeanwandlung bekommen, nachts um 2 Uhr wegen unerträglichen Hungers aus dem Bett steigen und übrigens bis morgens um 4 Uhr „kein Auge" zutun würde. Schon wandelte mich die Neigung an, zum Rückzug zu blasen, als der Schmetterling den gefährlichen Bereich des Zylinders verließ und sich außen an den Perlbehang der Lampe setzte, wo er anscheinend sehr befriedigt sitzen blieb.

Auf dem Wege zum Theater ritt mich der Satan, daß ich meine Frau fragte, ob sie dem Schmetterling Zucker hingestreut habe? Und als sie erschreckt verneinte, machte ich ihr sogar noch Vorwürfe und prophezeite, daß wir ihn sicher als Leiche wiederfinden würden. Damit hatte ich etwas Gräßliches angerichtet, sie wollte sofort umkehren; meine Vorstellungen, daß wir doch nicht des Schmetterlings wegen zu spät ins Theater kommen oder gar die Karten verfallen lassen dürften, halfen gar nichts, denn wenn bei ihr das Mitleid mit einem Tier erregt worden ist, gehen die Wellen hoch, und selbst unverschämte Antworten von Kutschern, die sie wegen schlechter Behandlung ihrer Pferde zur Rede stellt, erträgt sie mit dem Mute des Märtyrers. Zum Glück fiel ihr ein, daß Kuchen auf dem Buffett stehe, und als ich nun all meine Ueberredungskunst zu Hilfe nahm, um ihr klar zu machen, daß Kuchen sogar noch viel besser für Schmetterlinge sei als Zucker — ich verstieg mich sogar zu der Behauptung, daß gerade im Kuchen sämtliche für Insekten geeigneten Nährstoffe in konzentrierter Form enthalten seien —, da setzte sie beruhigt ihren Weg fort.

Wäre der erste Abend dieses Schmetterlinglebens somit fast von recht unliebsamen Folgen für unseren ehelichen Frieden gewesen, so brachten die nächsten acht Tage uns die reinsten Freuden.

Wenn wir das Eßzimmer betraten, ob morgens nach dem Aufstehen oder nach der Rückkehr von einem Ausgang, wir suchten immer zuerst nach dem Schmetterling. Die Frage, wo er wohl sitzen könne, und die Maßregeln, die wir zu seinem Schutz erdachten — diese Dinge wirkten immer aufs neue anregend.

Da wir keine Kinder, sondern bis dahin nur einen Zeisig besaßen (ich habe meine Frau mit aller Heimtücke davor bewahrt, sich einen Hund anzuschaffen, da ich das bestimmte Gefühl habe, daß ich sonst erledigt wäre), so bildete die Fürsorge für dies kleine, zarte Geschöpf, das vorzeitig den Frühling gesucht hatte, für uns ein einigendes Band. Zum Glück waren wir uns über die Zweckmäßigkeit unserer Pflege vollkommen einig, vielleicht weil wir beide darin gleichmäßig unwissend waren. Wir waren wie Leute, die mit ehrlicher Ueberzeugung und gutem Gewissen den rechten Weg gehen. In der unbestimmten Empfindung, daß wir uns in der Auswahl der Nahrung dem Nektar möglichst nähern müßten, streuten wir unserem kleinen Stubengenossen Zucker hin und betropften die Stellen, wo er saß, mit Honig. Als ein Spaßvogel von Vetter behauptete, Zigarrenasche sei sehr gesund, leuchtete uns das wegen der darin enthaltenen Pflanzenstoffe sehr ein. Es ließ sich nicht recht feststellen, ob die kleinen Mengen der Nahrung sich verminderten; da das Tierchen aber, wenn wir ihm etwas zu fressen gaben, fast immer gewisse Bewegungen mit seinen vorderen Extremitäten machte, so waren wir davon überzeugt.

Kam Besuch, so entwickelten wir die äußerste Rücksicht, um den Schmetterling nicht zu stören. Glücklich waren wir, als wir entdeckten, daß er nach mehrmaligem Anhauchen mit neuem Leben erfüllt zu werden schien. Wir meinten, daß er dann Frühlingslüfte ahne, denn er unternahm in solchen Fällen Ausflüge auf das Gewebe, die Gardine, die Araukarie, kehrte aber vom weiten oder dritten Tage an immer wieder in den dunklen Winkel zwischen den schräghstehenden Kissen und dem Sofa zurück. Das hielten wir für ganz besonders bedeutungsvoll; wir glaubten, daß die geschützte Lage und die Wärme dieser Stelle ihm besonders zusage. War dies ein wissenschaftlicher Irrtum, so war er doch ebenso befriedigend, wie es die wissenschaftlichen Irrtümer von großen Gelehrten zu sein pflegen.

Wie glücklich machten uns doch diese Tage mit dem kleinen Schmetterling! Meine Frau verstieg sich sogar zu der Aeußerung, wie bedauernswert doch die Leute seien, die keinen Schmetterling besäßen. Wir teilten das Ereignis alsbald der Schwiegermutter mit, und sie kam am nächsten Tage, sich das Tierchen anzusehen. Im allgemeinen verhielten sich die Leute, denen wir von unserem Schmetterling erzählten, ungläubig; welch ein Triumph für uns, wenn sie sich von der Richtigkeit unserer Angaben überzeugen mußten!

Da sahen wir eines Morgens unseren Schmetterling mit angelehnten Flügeln auf seinem Sofaplatz liegen! Wir waren ja darauf vorbereitet, daß er nicht ewig leben würde, aber wir hatten doch gehofft, ihn bis in die warmen Tage des Frühlings hinüberretten und ihm einen Ausflug in Licht und Sonne seiner eigentlichen Welt vermitteln zu können. Und jetzt erfuhren war — leider zu spät — etwas Merkwürdiges. Unser Vetter, der wirklich etwas von Schmetterlingen verstand, erklärte uns, daß das Tier den Platz hinter dem Sofakissen gar nicht wegen der Wärme aufgesucht habe, sondern gerade weil er irgendwie der großen Wärme des Zimmers zu entgehen wünschte. Es handle sich nicht um einen neugeborenen Schmetterling, sondern um einen vom vorigen Jahr übrig gebliebenen, dessen Uebersiedlung von dem kühlen Flur in das warme Zimmer ihm unweigerlich habe den Tod bringen müssen. Das Anhauchen halte ihn danach gar nicht belebt, sondern zur Flucht vor der Hitze unseres Atems veranlaßt. Es war nur gut, daß wir beide zu offensichtlich demselben Irrtum verfallen waren, als daß einer dem anderen hätte Vorwürfe machen können. So gingen wir aus der Episode zwar einigermaßen enttäuscht, aber doch mit vollständiger Verträglichkeit hervor.

Nun liegen jene Tage schon mehrere Wochen hinter uns, bald wird es tausend neue Schmetterlinge und mehr geben. Wir aber denken an diesen einen und das mit ihm verlebte Idyll noch immer gern zurück.

Winter auf Hokkaido.

Von [Nachdruck verboten.]

Martha Müller.

Sapporo, im Januar.

Bei uns pflegt man unartigen Kindern mit dem schwarzen Manne zu drohen, und besonders liebe Menschen ins Pfefferland zu wünschen, beides harmlose Dinge, da weder der eine noch das andere wirklich existiert. In Mittel- und Südjapan ersetzt man den schwarzen Mann und das Pfefferland durch das tatsächlich vorhandene Hokkaido oder, wie es auf allen Landkarten und in den Geographiken genannt wird, nur nicht im Lande selbst, Jesso oder Jeso. Schon die bloße Erwähnung dieser nördlichsten japanischen Insel, die, nebenbei bemerkt, erheblich größer als die Schweiz ist, macht die verweichlichten Kinder des Südens vor Frost erzittern, und die Vorstellung der dort im ewigen Schnee der Ishikaribberge hausenden Ainu, deren Höhlenwohnungen von hungrigen Bären umschlichen werden, fügt zu dem Erzittern vielleicht auch noch das Zähneklappern.

Unter den Japanern, die uns vor unserer Abreise in die ominöse Weltgegend einigen Aufschluß über Klima usw. geben konnten, war nur einer, der sie persönlich kannte, und dessen Auskunft durchaus tröstlich klang. Die übrigen zuckten bedauernd die Achsel: „Sehr kalt und rauh!" oder machten mitleidige Grimassen: „Sehr einsam und abgeschieden!"

Wir gingen trotzdem in dieses japanische Pfefferland. Dadurch, daß wir unsere Erwartungen aufs niedrigste Maß schraubten und sogar der schlimmsten Eventualität — nämlich für einige Jahre zum Troglodythenleben unserer Ahnen zurückzukehren — einen gewissen Reiz abgewannen, beugten wir von vornherein jeder Enttäuschung vor. So glaubten wir.

Aber wohl noch nie im Leben erfuhren wir so große und so — angenehme Enttäuschungen wie hier oben im letzten Retiro der Ainu. Daß wir weder Wildnis, noch wilde Menschen antrafen, kann weiter nicht verwundern. Denn Sapporo, die Hauptstadt der Insel, zählt über 60 000 Einwohner, ist Gouvernementssitz und hat Schulen über Schulen, von der untersten „Shogakko" bis zur Hochschule „Daigakko". Im Südwesten schimmern bewaldete bläuliche Bergketten herüber, denen sich der Hauptfluß der Insel, der Ishikari, entwindet, eine Stunde entfernt braust die offene See, in ihrer weiteren Ausdehnung auch Großer oder Stiller Ozean genannt. In der Stadt selbst sind wunderschöne Parkanlagen, zum Teil aus alten und uralten Bäumen, meist Ulmen bestehend, die, wenn sie reden könnten, gar seltsame Dinge erzählten würden. Vor ungefähr sechzig Jahren war nämlich tatsächlich noch Wildnis hier, und in die Hütten der Ainu, die ursprünglich Sapporo gegründet haben, warf zuweilen, als der einzige Fremdenbesuch, Meister Petz seine blutige Visitenkarte ab. Jetzt sind sie beide weiter nordwärts gezogen, Ainu und Bär, und die gemeinsame Flucht vor der Flutwelle der Zivilisation scheint beide einander näher gebracht zu haben, denn fast zu jedem Ainuhaushalte gehört jetzt ein gefangener Bär.

Aber der ausschlagebende Faktor für Hokkaidos schlechten Ruf war ja der Winter; diese Jahreszeit mußte für alle übrigen entscheiden und das Achselzucken und Bedauern rechtfertigen. Und so verknüpft ich mir alle Vorurteile und wartete auf den Winter. Mit einiger Besorgnis hörte ich von den 25 bis 30 Grad Minus, die hier dann durchschnittlich herrschen sollen, und empfand schon im voraus das greuliche Frostbeulenjucken. Das konnte ja gut werden. In keinem Zimmer unseres großen, schönen, ganz europäisch gebauten Hauses war ein Ofen; nur im Stalle führten ein halbes Dutzend ofenartiger Riesenschweifsäler aus schwarzem Eisenblech ein verstaubtes Dasein. Wenn die etwa mit den 30 Grad Minus in die Schranken treten sollten, dann war Polen wohl verloren!

Vorläufig jedoch erinnerte noch nichts an den kommenden Winter. Ende Oktober standen Wiesen und Bäume noch in üppigstem Grün, und mein Garten bildete eine riesige Palette von buntester Farbenfreudigkeit. Am 12. November pflückte ich die letzte Rose, ihr Duft schien mir noch unendlich süßer als der ihrer vorausgegangenen Schwestern. Und dabei hatte ich kurz zuvor von einem der zahlreich hier lebenden Amerikaner, dessen Redeweise ebenso abfonderlich wie sein Profil ist, die perempforische Belehrung empfangen, daß in Japan keine Blume duftet, kein Vogel singt . . . Meine Blumen oder aber mein Riechorgan müssen also eine Ausnahme aus der Regel bilden. Ich für mein Teil glaube aber, daß es leichter ist, Paradoxe aufzustellen als zu beweisen. Die Behauptung von den nichtsingenden Vögeln kann ich erst später nachprüfen. Bei unserer Ankunft hier im August wurden wir allerdings weder von Lerchentrillern noch Nachtigallenflöten empfangen, was wir eigentlich auch nicht erwarten konnten, auch wenn dies Land nicht Japan, sondern zufriedig anders hieße. Dafür begrüßte uns aber bei der Landung in Tsuruga — ganz unerwarteterweise — ein wahrhaft ohrenbetäubender Zikadengesang, und diese zwar wenig melodiöse, aber durchaus nicht unangenehme Musik begleitete uns bis nach Sapporo. Durch die langen, sonnigen, feuchtwarmen Tage, durch die sternenhellen, wundermilden Nächte erklang bis tief in den Spätherbst hinein der Chorus der Zikaden, unermüdlich, sehnsüchtig-monoton, eine Stimme der Natur gleich dem Wellenrauschen und dem Windesbrausen, von dem man nicht weiß, woher es kommt und wohin es geht. Erst an einem frostklaren Novembermorgen, als die Bergspitzen bereits eine weiße Kappe aufgesetzt hatten, erst da legten die kleinen, unsichtbaren Musikanten ihre Instrumente beiseite und sich selbst daneben.

Es wurde still, und nur hässliches Rabenkrächzen unterbrach diese große, seltsame Stille. Es gibt hier eine Unmenge Raben; sie sind sehr groß, von tiefstem Schwarz, und ihre Stimme variiert, im Gegensatz zu unseren heimischen Krähen, vom hellen, schrillen Krah bis zu dunklen, seltsam weichen Gurgeltönen. Anfangs war ich geneigt, diese Galgenvögel hier für unglaublich dreist und arrogant zu halten; sie gehen einem kaum aus dem Wege, und verjagt man sie, erheben sie auf dem nächsten Baum ein ohrenzerreißendes Schimpfen und Zetern. Inzwischen habe ich aber entdeckt, daß ihre Wichtigtuerei durchaus berechtigt ist. Was wäre wohl Sapporo und vielleicht noch manche andere japanische Stadt ohne die Raben! Denn obwohl es hier weder eine richtige Kanalisation, noch Müllabfuhr, noch Rieselfelder gibt, obwohl fast vor jedem Hause ein offener Abfallkasten steht, sind doch die Straßen tadellos sauber, und die Luft ist, im Vergleich zum Beispiel mit der Berliner, wunderbar rein und frisch. Von ansteckenden Krankheiten erfuhr ich bislang nur vom Hörensagen. Diesen idealen Zustand verdanken wir einzig den Raben; sie sind die Sanitäts- und Müllabfuhrpolizei, ihrem Argusauge und krummsäbeligen Schnabel entgeht nichts. Und darum Achtung vor jedem Rabenaas hier!

Anfangs Dezember kam der Winter. Lange vorher schon waren die schwarzen Eisenschweifsäler aus dem Stall in die Wohnzimmer übergesiedelt und hatten sich bereits als überaus bescheidene, prompte und zuverlässige Diener bewährt, deren Häßlichkeit man nicht mehr sieht. Sorglos kann man mit ihnen den 30 Grad Minus entgegensehen. Vorläufig haben wir's ja erst auf 20 gebracht, und der Schnee liegt auch erst in einer Stockwerkhöhe. Aber es ist durchaus Aussicht vorhanden, daß es noch besser kommt. Hin und wieder herrscht mal ein kleines Schneetreiben, das die Fenster versperrt, die Türen verrammelt und jeden Ausgang zu einem Kapitel aus „Nacht und Eis" macht. Aber wenn dann der Schneepflug wieder Bahn geschafft hat, wenn die Sonne, die strahlende, umgebleichte Wintersonne Hokkaidos, auf der blendenden Herrlichkeit liegt und sich in den meterlangen Eiszapfen am Giebel bricht, wenn die Kinder, kleine blaurotnäßige, immer grinsende Japanesenjöhren, die in ihren sechsfachen Wattekimonos meist doppelt so dick wie lang sind, sich jauchzend im Schnee tugeln, wenn die schöne Edeltanne vor meinem Fenster dann und wann unter ihrer weißen Decke behaglich schnarcht, oder wenn wir im Schummern auf der weichen japanischen Matte mit unseren ebenso